

Fei – ein Porträt

Ma vom Kopf auf die Füße gestellt.

Im Wohnzimmer hängt eine Cyanotypie von Rosie Emerson: Eine Frau aus Wolken schaut in die Ferne. Über den Rahmen hinaus strömt ihr Blick in den Garten. Dort liegt im Gras eine Frau aus Fleisch und Blut, das Gesicht zum Himmel. Es ist ein Frühlingsmorgen und der Tau befeuchtet ihr Kleid. Sie zeichnet Wölkchen in die Luft, wenn sie ausstößt: *Ich bin keine schlechte Mutter*. Ihre linke Hand hat sie schwer auf den Bauch gepresst, die rechte auf den pochenden Kopf.

Ein Kinderschrei trennt die Nebelschnur ihrer Gedanken. Mit nackten Füßen krabbelt ein Baby durch das Gras. Fei richtet sich auf und blickt aus runden Augen auf ihr Kind. Sie umhüllt ihr Baby und streichelt ihm über den Kopf. Sie spürt das Kind, als wäre es noch ein Teil von ihr. „Na, kleine Helle...“ murmelt Fei und kitzelt Helle. „Hast du Hunger?“ Helle gluckst.

Der Morgennebel verweht in Fetzen. Fei steht auf und hebt ihre Tochter in den Arm. Sie geht über das Gras, drei Stufen empor auf die holzgepflasterte Terrasse. Die Fläche ist von Kräuterbeeten umstellt und von Wein überrankt. Ein großer Holztisch steht in der Mitte. Es duftet süß nach Früchten und feuchter Erde. Fei nimmt einen Atem – *Alles brach so plötzlich über mich herein. War ich eben noch konturlos und vorübergehend* – tritt in das Haus und schließt die Tür hinter sich.

Sie setzt Helle auf einem Hocker ab, von dem das Baby auf Rosie Emersons Wolkenfrau blickt. Die Fotografie ist das Einzige, was Fei vor anderthalb Jahren mitnahm. Alles Übrige hat sie ausgesucht und gekauft für dieses Leben. Fei stellt den Topf auf den Herd, füllt ihn mit Milch und Haferflocken. Sie schält eine Banane und zerdrückt das

Fruchtfleisch. Der weiß-gelbliche Schleim versinkt mit einem plumpsenden Geräusch im Brei. Ein süßlicher Duft breitet sich in der Küche aus. Mit offenem Mund schaut das Baby seiner Mutter zu, wie sie ihre Gesichtszüge verändert und Grimassen zieht. Fei löffelt den Haferschleim in eine Schüssel und füttert Helle mit zitternden Händen. Ein Löffel für Mama, ein Löffel für Papa, ein Löffel für die Liebsten, und hier kommt das Flugzeug.

Nach dem Essen ist das Kind erschöpft und möchte schlafen. Es streckt die Ärmchen aus und quengelt, bis Fei es hochhebt, an sich drückt und im wiegenden Schritt durch die Küche läuft. Auf und ab, Fei summt und geht, auf und ab. Als das Kind eingeschlafen ist, streift sie es von sich, wie eine häutende Schlange.

Fei streicht durch das Wohnzimmer, sammelt verstreute Bücher vom Esstisch und schlägt sie willkürlich auf: „Man lebt ja nicht, es sei denn, um sich hinzugeben.“ Zwischen den Zeilen versucht sie ihre Notizen zu entziffern, doch sie sind übermalt von Helles Buntstiftkritzeleien. Ein Buch nach dem anderen verstaut Fei im Holzregal, alte Freunde, verstaubt und zu Grabe getragen. Ihre eigenen Arbeiten hat Fei tiefer verschüttet, dort, wo sie sicher sind vor Kindermalereien, ebenso wie vor neuen Gedanken.

Schnell ist der Tisch freigeräumt und die Spielsachen in einer Truhe verstaut. Fei steht in der Küche, die Arme um den Leib geschlungen. Zitternd schält sie einen Granatapfel, so dass sich ihre Finger blutrot verfärben. Mit einer Hand voll Kerne geht sie hinaus, sinkt auf das Gras und blickt in die Wolken, die am Himmel vorüberflimmern. Sie lässt die Granatapfelkerne zwischen ihren Lippen zerplatzen und schmeckt den Saft süß in ihrem Mund. Beim Einatmen spürt sie einen Druck –*ein Gewicht wie tausend Truhen aufgefüllt mit Gold auf meinem Kreuz. Kostbarkeiten, die ich trage* – zu *verschenken* – beim Ausatmen steigen kleine Wölkchen auf.

In der Ferne wiehert ein Pferd und der Babymonitor schlägt an, weil ihr Baby nach ihr verlangt.

Fei hält ihre Tochter und spürt ihre Wärme. Sie will ihr Kind umschlingen, will es in sich aufsaugen und unterm Herzen tragen, für immer es beschützen! Sie trägt Helle auf die Wiese. Der Sonnenschein kitzelt Mutter und Tochter im Gesicht und ihre Schatten liegen im Gras.

Sie spielen, während die Schatten länger werden und bis es Schlafenszeit ist. Fei erhebt sich und hebt die lachende Helle auf. Sie geht über die Wiese ins Haus, die Treppe hinauf und in das Kinderzimmer. In ihrem Arm ist das Kind eingeschlafen. Sie legt es in das Himmelbett und baut eine Mauer aus Kissen, damit es im wilden Träumen nicht herausfalle. An den Türrahmen gelehnt hält Fei inne. Das Baby schläft – sie findet zu sich selbst zurück.

Sie schwebt die Treppenstufen in die Küche hinunter und nimmt ein Glas aus der Spüle. Es trägt noch Spuren von Lippenstift. Fei gießt sich ein und geht hinaus auf die Terrasse. Zurückgelehnt, das Glas in der Hand und ein Buch im Schoß, verliert sie ihre Gedanken. Dunkelheit zieht ein. Fei schreckt auf, als sich ein Schlüssel in der Tür dreht. Schuhe werden von den Füßen abgestreift, eine Aktentasche fällt zu Boden und ein schwerer Atem gesellt sich in die Stille.

Sie tadelt ihn nicht, dass er spät kommt. Sie kennt es selbst, von früher. Und ist sie nicht froh, dass er da ist? Er setzt sich zu ihr, nimmt ihr das Buch vom Schoß, klappt es sorgfältig zusammen und legt es auf den Tisch. An dessen statt legt er seine Hand auf ihr Bein.

Er ist hager und seine Stirn trägt tiefe Falten. Seine grauen Augen blicken aus brauen-umrankten Tiefen hervor. „Ganz kalte Hände hast Du“ sagt er zur Begrüßung und drückt ihr einen kratzigen Kuss auf die Stirn.

Sie sitzen schweigend. Tomasow zündet sich eine Zigarette an und raucht. Er sieht die blassen Gesichtszüge von Fei im Mondlicht schimmern und sucht die junge Seele vergraben in ihren Augen. Er erinnert sich, wie sie im Regen stand als er sie zum ersten Mal sah. Sie trug ein formloses Kleid und hatte die Arme weit ausgebreitet, als empfangen sie den Wolkenbruch wie eine lang ersehnte Umarmung. Sie atmete den Duft des feuchten Grasses mit wilder Genussfreude, als wäre die reine Luft das Reichste, was die Welt einem Menschen schenken kann...

Fei schenkt sich ein, Tomasow raucht und am Himmel huschen Wolken zwischen Sternen.

Beim ersten Sonnenstrahl erwacht Fei als Mutter. Er ist schon außer Haus, das Kind schreit und sie steht schwankend auf, um es zu lieben. Ihr ist übel und das Essen des Abends steigt ihr sauer in die Kehle. Fei schluckt es herunter und eilt zur schreienden Helle. Sie nimmt das Baby in den Arm, drückt es an sich und presst die Stirn gegen das kühlende Fensterglas. Sie braucht frische Luft und trägt das Kind in den vom Morgennebel umhangenen Garten. Fei beruhigt sich, Helle hört auf zu schreien, und der Nebel lichtet sich.

Gemeinsam blicken sie in den Himmel und Fei zeigt Helle die Wolken, die vorüberziehen. „Was siehst du?“ fragt sie Helle und Helle lacht. Fei erzählt ihr die Geschichten der Wolken. Dann kocht sie Haferbrei, räumt auf, spielt. Erst am Abend, wenn das Kind ins Bett gebracht ist und träumt, wird es Fei leichter zu Mute. Er kommt Heim, sie trinkt und er raucht eine Zigarette. In Stille blicken sie auf das dunkler werdende Gras.

Sie sagt, nicht zu ihm, sondern als wäre er nicht da und sprechend über ein Buch: „Ich habe Träume.“ Sie blickt auf

die Wolken, die im Mondlicht schimmern. Er atmet Rauchwolken und schweigt. Er sucht nach Worten, will fassen, was sich ihm entzieht: „Was willst du?“. Fei schweigt. Angriffslustig fragt er: „Willst du wieder arbeiten? Dein Baby bei einer Tagesmutter abgeben?“ Sie ist anders, will etwas anderes, strebt anderem zu als Mutter-Sein. Aber wie soll sie das erklären? Mutter-Sein trägt sie wie eine Schicht aus künstlich gekleistertem Schleim auf ihrer Haut. Was sie wirklich ist – das lässt sich nicht fassen. Sie antwortet nicht und er fragt nicht weiter.

Fei steht im Garten und hat den Kopf in den Nacken gelegt. Ihr ist schwindelig. Das frisch gemähte Gras duftet erdig. Die Beete, die den Garten umrahmen, sind elegant angelegt und in den Herbstblumen tummeln sich Bienen zum letzten Abendmahl vor dem langen Winter.

Helle schläft in ihrem Zimmer, Tomasow ist auf Dienstreise und Fei möchte den Himmel anschreien.

Die leere Flasche gleitet ihr aus den Fingern und fällt mit einem dumpfen Geräusch auf das Gras. Der Himmel zieht sich immer düsterer zusammen. Dunkelgraue Trümmerwolken türmen sich auf. Sie sehen weich wie Wattebäusche aus, und wirken doch in ihrer dunklen Masse bedrohlich. Fei krampft sich zusammen, sie beugt sich vornüber und macht sich klein. Wie ein Würmchen: Es zerreißt ihr den Bauch vor Schmerzen, der Alkohol betäubt ihre Krämpfe nur unzureichend. Ihr ist übel.

*Ich will auseinanderstieben, wieder Wolken werden,
wie ein Kind, das sich von seiner Mutter löst,
will ich mich von meinem Kind befreien
nicht mehr Mutter – selber sein.*

Ein blitzender Lichtflimmer zuckt über den Himmel, wie zuckend-lüsternes Fleisch. Es knallt und stöhnt und donnert und sie spürt wieder seine Hände auf ihr, sein Eindringen in

Lena Fiedler
Fei – Ein Porträt

ihren Leib. Er durchbricht ihre Mauern mit Gewalt. Sein Atem ist schwül im Garten, die Luft ist elektrisch aufgeladen und das Gewitter bewegt sich auf sie zu. Es beginnt mit ein paar Tropfen, die heiß auf ihre Erde fallen, ein letztes verkrampftes Zucken, er sackt zusammen. Sie spürt wieder das Leben in sich wachsen, ihren Bauch sich darum wölben. Dann bricht das Unwetter los, Feis Körper reißt auf wie Wolken und Hagelkörner schlagen auf die Erde. Der Wind liegt in Wehen, sein Heulen sind Schreie. Sie öffnet ihre Augen und öffnet ihre Arme und der Regen ergießt sich wie Mutter-Küsse über sie. Fei lässt die Wasserkristalle in ihr Herz fallen. Dann übergibt sie sich. Sie geht über die Wiese ins Haus, fällt ins Bett und schläft ihren Rausch aus.